

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

260 (8.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterkalkulation und Willen



Ein Abschied Von Kaliban

Es ging langsam auf den Winter zu. Das Wetter war plötzlich umgeschlagen; erst hatte sich die Sonne immer noch einen kleinen Fleck im Hofe vorgenommen und war auf ihm hohen gelieben, doch nun schlug der Regen die Blätter von den Bäumen und machte die Zimmer kalt und feucht. Das kleine Bäumchen im Hofe spreizte seine Zweige wie dürre Arme, die nichts mehr halten konnten. Die Winterstille hinauf stieg wieder das Raufe und Trübe; es kam in die Gänge und Röhren, wie alle andern Jahre auch.

Anna, die im dritten Stock diente, dachte manchmal ganz verweilt, das Dumpe und Trübe müßte einmal so mächtig werden, daß alles in ihm versank. Aber die Menschen ließen sich durch nichts stören. Sie lebten weiter in ihren Gewohnheiten, mochte der Himmel grau sein oder hell.

Im Hause änderte sich also wenig; nur der junge Briefträger, der immer mit den Mädchen gelacht hatte, war eines Tages weggeblieben. Sein Nachfolger war ein gutmütiger älterer Mann, der wohl auch hier und da einen Scherz machte, manchmal aber auch so verhalten mit feinen herabhängenden Schürzbart über die Treppen stampte, daß ihm jeder aus dem Wege ging.

Eines Tages schob er Anna einen Brief zu. Sie hatte eigentlich seit dem letzten Abend, den sie mit Stefan verbracht, schon damit gerechnet, daß so ein Brief kommen müßte. Immer mehr waren diese Sonntage, die sie vom Sommer empfangen hatte wie ein Geschenk, in ihrer Erinnerung farblos und verschwommen geworden. Zuerst war noch ein großer Schmerz in ihr. Der qualte sie, soviel sie auch tat, ihn zu verschonen. Sie wollte ja Stefan vergessen. Sie wollte alles vergessen, an das sie noch vor wenigen Wochen mit voller Kraft geglaubt hatte. Man schrieb ihr der Soldat, sein Regiment würde abgelöst. Er müßte nun in die kleine Stadt zurückkehren, wo sie zuerst in Garnison gelegen hätten. Da sie nun nicht mehr zusammen sein könnten, sei es doch das Beste, wenn zwischen ihnen alles aus wäre.

Mit Mühe zwang sich Anna, den Brief zu Ende zu lesen aber es sah ihr ganz schrecklich in der Kehle, begann, sie zu würgen und hin und her zu schütteln, als hätte man ihr das Häkchen angetan, was es auf der Welt gab. Sie hielt diesen Brief in der Hand, dieses Stück Papier, und wußte, daß sie für Stefan nicht mehr gemessen war als ein flüchtiges Vergnügen, eine Bekanntschaft, mit der man vor seinen Kameraden prahlte.

Die Stunden schoben sich an ihr vorbei, die Tage — aber es mußten immer mehr werden, ehe sie begriff, daß nun alles vorbei war. —

Eines Morgens mußte Anna auf den Markt gehen. Es war schon Ende Oktober. Die Sonne streute etwas helles wie aus einem dünnen Sieb über die Straßen. Anna lief nach dem Platz, wo Mittwochs immer die Wagen der Gemüsehändler standen. Während des Laufens mußte sie mit einem Male ganz lebhaft an Stefan denken. Er war doch der erste gewesen, und vielleicht würde sie ihn nicht einmal vergessen können. Sie begann, die Wochen zusammenzurechnen. Bald würde frisch gefahren; damals, als sie das erlebte Sonntag ausgingen, war das Gras im Walde noch grün gewesen. Die Liebe von der sie geglaubt hatte, daß sie ihr ganzes Leben erfüllen würde, hatte nur einen kurzen Sommer gewährt.

Sie grübelte. Als sie über die Hauptstraße ging, hörte sie Musik. Sie mußte schon lange in ihr gedämmert haben; nun kam sie von den Häusern und wurde von allen Seiten heraufgehört. Anna lief schnell dem Schall nach. Da kam die Musik immer näher, immer klarer an sie heran. Auch die andern Leute auf der Straße hoben die Köpfe, blieben stehen und warteten auf das Orchester, das jetzt immer lauter aus der Seitenstraße marschierte.

Es ging alles sehr schnell. Vielleicht war die Musik so laut und grell, daß man so wenige Gedanken zum Sehen hatte. Es schmetterte Anna in den Ohren und schritt wie ein knallender, lärmender Wagen an ihr vorbei. Über die Straße tanzelten die Pferde der Offiziere. Hinter ihnen dröhnte und knarrte etwas. Wäplich brach die Musik ab, als hätte man den Musikern die Instrumente vom Munde weggezogen. Ein dünner Trommelwirbel — dann kam das Graue.

Hätte die Musik weitergespielt, so hätte keiner der Menschen den leisen Aufschrei gehört, den Anna vor sich hin stieß. Sie hatte die Helme gesehen, die über die Schädel der jungen Burichen gestülpt waren wie runde eiserne Töpfe. Darunter leuchteten rote Gesichtern. Auch das Gesicht Stefans war plötzlich da gewesen. In einer Reihe mit vielen andern zusammen. Er hatte sich umgedreht, mit hochgezogenen Augenbrauen, und war verwundert weitergeschritten. Er hatte sie gesehen, aber er schritt an ihr vorbei und ließ sie zurück, ohne ihr mehr zu schenken als einen erkaunten Blick.

Anna blieb lange an derselben Stelle stehen. Ein paar Leute sahen neugierig nach ihr hin; dann verließ sich alles so schnell, wie es sich zusammengesogen hatte. In der Ferne begann die Musik noch einmal mit einem plötzlichen Dröhnen, als wollte sie wiederkommen. Der Wind trieb Felsen von ihr die Straße entlang. Sie wurden immer dünner und zerstreut.

Anna wurde es schwer um Herz. Sie lief den Weg zurück, und ihre Gedanken kamen kein Denken immer mehr ins Stürzen und Fallen. Sie lief und lief, bis ihr einfiel, daß die Musik schon

längst verschwunden sein müßte, und die Soldaten mit ihr und daß nichts mehr wiederkehren würde, um sie zu quälen. Es war zwar noch etwas in ihr, das wollte wehe tun bei jedem Schritte. Aber sie merkte doch, daß es schwach war und nicht mehr groß und hart werden konnte. Zuletzt wurde es in ihr stiller und stiller. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen; da standen die Häuser wie sonst in einer Reihe, stumm und steif. Die Straßenbahnen fuhren langsam und mit häufigem Anhalten den Namen der Straßen nach, die auf ihrem Fahrplan standen. Die Menschen haben sich um lehren in sich zurück; gingen ihren Geschäften nach, ihren Sorgen, ihrer Freude und ihrem Hunger. Aber es gab wohl keinen Menschen in der ganzen Stadt, der jetzt in diesem



Augenblick so einsam und so für sich war, wie Anna. —

Noch in späteren Jahren, als sie wieder in dem kleinen Dorfe ihrer Heimat lebte, schon verheiratet war und Kinder hatte, dachte Anna manchmal an diesen Augenblick einer großen Enttäuschung zurück, da sie zum ersten Male Liebe, Hoffnungen und Vertrauen begraben mußte. Und wenn sie in der Dämmerung über die Felder blickte und auf das Rollen eines fernen Rufes lauschte, fielen ihr wieder jene Jahre in der großen Stadt ein; Jahre, die an ihr vorübergegangen waren wie ein hastiger Traum.

„Hamburg ist ein schönes Städtchen“

Friedrich der Kleine reist nach Hamburg. Als er ankam, regnet es. Als er vier Wochen später heimkehrt, regnet es immer noch. „Habt ihr hier immer solches Wetter?“ fragt er. „Nein“, ist die melancholische Antwort, „manchmal schneit es auch“.

Deutsche Malerin

Angelika Kaufmann, die am 5. November vor 125 Jahren starb, ist uns Deutschen besonders nahegebracht durch ihre Bekanntschaft mit Goethe, der die Künstlerin in Rom traf und von ihr schrieb: „Mit Angelika ist gar angenehm Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstfertigkeit so groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre und Gute, empfindlich und unglaublich belibden.“ Zu jener Zeit hatte Angelika Kaufmann schon einen weithin berühmten Namen. Goethes Gönnerin, die Herzogin Anna Amalia, nannte das Porträt, das die Malerin von ihr gemacht hatte, „die schönste Poesie, die man auf mich hätte machen können.“

Angelika Kaufmann wurde am 30. Oktober 1741 in Chur in Graubünden geboren. Ihr Vater, der auch Maler war, bildete die begabte Tochter selbst aus und als er mit der Bierzebräuglerin nach Mailand kam, erhielt sie schon Porträtaufträge. Nach dem Tode der Mutter gingen Vater und Tochter in die Heimat des Vaters, nach Schwarzenberg in Böhmen. Hier malten sie gemeinschaftlich die Dorfkirche aus und die junge Künstlerin erregte Aufsehen bei dem Bischof von Konstanz und dem Grafen von Montfort.

Von 1766 bis 1781 ging Angelika nach England. Dort machte sie die Bekanntschaft der damals berühmtesten englischen Maler Reynolds und Gainsborough. Reynolds machte der schönen Frau, die nicht nur durch Anmut und Liebesswürdigkeit alle Herzen gewann, sondern auch durch ihre schöne Stimme Aufsehen erregte, einen Heiratsantrag. Sie lehnte ab, denn sie hatte, wie man das ja zu jenen Zeiten bei begabten Frauen findet, ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt, der sich Graf Horn nannte und behauptete, aus Schweden zu stammen und politisch verfaßt zu sein. Während nun zu der Liebe und Angelika sich für verheiratet hielt, Horn in Abwesenheit ihres Vaters heimlich zu heiraten. Aber der angelegliche Graf entpuppte sich als früherer Kammerdiener eines Grafen Horn, dessen Namen er angenommen hatte. Er war schon verheiratet und verdammt bald, nachdem er Angelika große Summen entwendet hatte. Das war ein schwerer Schlag für die empfindsame Frau. Sie zog sich in die Einsamkeit zurück und lebte erst nach London zurück, als sie dort zum Malstudium der Akademie der Künste ernannt wurde. Ihre Ehe mit Horn wurde für ungültig erklärt. 1781 erfüllte sie den Wunsch ihres Vaters und heiratete den italienischen Historienmaler Ju. G. L. Mit ihm und ihrem Vater schickte sie nach Italien zurück. Nach ihres frühem Tode wurde Angelikas Haus der Mittelpunkt eines Kreises von Künstlern und Kunstfreunden, die in Rom lebten oder vorübergehend dorthin kamen.

Angelika ist bis zu ihrem Tode künstlerisch tätig gewesen. Dabei blieb sie immer belibden und liebenswürdig. Um so größer zeigte sich die Liebe und Verehrung ihrer Person, als sie starb. Kein Geringerer als der damals berühmteste Künstler Italiens, der Bildhauer Canova, erhielt von der Stadt den Auftrag, die Künstlerin durch die Veranstaltung eines Beizenzugs zu ehren, wie er kaum einer Fürstin, geschweige denn einer anderen Frau je zuteil geworden ist. Ihre Biografie hängt in der Sammlung der Künstlerlebensbilder in Florenz. Unter den berühmten Malerinnen früherer Zeiten wird der Name Angelika Kaufmanns wohl stets an erster Stelle genannt werden.

Die Verheiratete ROMAN VON C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knorr Nachl., Verlag, Berlin.

(18. Fortsetzung.)

Bei der Morley Park North Station gab Harold Herrn Buckley nähere Anweisungen, und an der Ecke der Ashfordstraße machten sie halt. Harold half einer erfrorenen Marjorie ans Licht und händigte Herrn Buckley drei widerstrebende Pfundnoten ein. Aber jedenfalls — sie waren zu Hause.

Vielleicht ist es geschmackvoller, die Heimkehr nicht in den Details zu beschreiben; zuerst einmal, wie Marjorie jämmerlich an die Tür klopfte; dann wie Frau Tilling öffnete — ein furchtbarer Anblick in ihrem Nachtgewand mit Vordenkwickeln; wie sie Marjorie auf das heftigste beschimpfte, und dann, als sie ihren erbarmungswürdigen Zustand sah, auf Harold losging. Sie beschuldigte ihn ganz kühn der Verführung und der gräßlichsten Sünden. Sie stieß alle möglichen Drohungen mit Polizei und Gericht aus. Und dann schlug sie die Tür hinter ihm zu und ließ ihn vernichtet auf der Treppe stehen.

Siebentes Kapitel. Sonntag.

Harold machte sich in einer wenig erfreulichen Gemütsfassung zurück auf den Weg nach Scaevell View. Er war hungrig, erfroren, übermüdet. Man hatte ihm mit dem Gericht gedroht. Er hatte drei Pfund fünf ausgegeben. Soweit er, der von der Etikette in diesen Dingen keine Ahnung hatte, sich darauf verstand, war er verlobt, ohne auch im geringsten zu wissen, ob er das wünschte. Und wie er jetzt die ganze Geschichte in Gedanken noch einmal durchging, erkannte er

mit dem ganzen kalten und klaren Efel vor der eigenen Person, der diesen frühen Morgenstunden eigen ist, was er alles verkehrt gemacht hatte. Vor allen Dingen hätte er nie zu Marjorie gehen dürfen. Er hätte ihr nicht helfen dürfen, ihren Vater zu bändigen. Er hätte nachher nie wieder in die Nähe des Hauses kommen dürfen. Er hätte sich nicht anbieten dürfen, ihr den Koffer zu tragen. Und als sie ihm den Vorstoß machte, aufs Land zu fahren, hätte er von der Bank im Park aufspringen und davonrennen müssen, als koste es sein nadttes Leben. Und er dachte an alles, was er hätte sagen sollen. Als Herr Buckley die drei Pfund für die Fahrt verlangte, hätte er ganz leicht in überlegenem Ton antworten können: „Aber, mein Lieber, ich will doch nicht ihre Karre kaufen!“ Er hätte so geschickt, so schnell, so rührend auf Frau Tilling einreden können, daß sie den Ernst ihrer Lage begriffen und ihm gütig-freundlich und gütig sogar etwas zu essen angeboten hätte — ihm, Harold, der mit den drei schäßigen Kruchen zwischen sich und seiner letzten Wahrheit nur mit Bitterkeit an ein Abendessen denken konnte. Aber von all dem hatte er nichts getan. Ihm etelte vor sich selbst, er war erfroren, übermüdet, hungrig und erschöpft von seinen Lebensschicksalsausbrüchen.

In den letzten zwei Tagen hatte das Schicksal alle Lebensgewohnheiten Harolds über den Haufen geworfen, es hatte sein Auge blau gefärbt, ihn ausgehungert und ausgefroren, es hatte ihn durch ein Weib umgarnt, gar nicht zu reden davon, daß es ihm die Tore seines Klubs vor der Nase verschlossen und verperrt hatte. Ein ganz schöner Anfang, aber in den Augen des Schicksals immer noch nicht mehr als ein Anfang. Das Schicksal liebte es höchlich vor sich hin und ging neugierig in den Zylinder

seines Herenmeisters, um zu sehen, was für Überraschungen es dort noch zu finden gäbe.

Harold stapfte durch den Morley Park. Er kam am schnellsten nach Scaevell View, wenn er einen schmalen, im Winter schlammigen, im Sommer staubigen Weg entlang ging, der sich zwischen Ginsterbüschen von einem Ende des Parks bis an das andere hinzog. Teht, um halb zwei Uhr morgens, war natürlich weit und breit keine Menschenseele unterwegs.

Auf der anderen Seite des Parks verlief eine breite Straße. Man kann nicht gut Hauptstraße sagen, denn es gab dort keine Trambahnlinien, und alle Geschäfte dieser Gegend lagen weit von ihr entfernt; aber für Leute, die sich auskankten, war es eine ausgezeichnete Autofstraße zu den Surrey Hills, und als solche wurde sie immer beliebter und beliebter. Ihr hauptsächlichster und immer wachsender Verkehr war der nach dem vier Meilen weiter liegenden Flugplatz. Man konnte zu allen Stunden des Tages Autos und Lastwagen die Straße hinunter rattern lassen, mit einer Eile, als befretten sie sich, die Fahrgäste der Aeroplane dafür zu entschädigen, daß Londons Hauptflugplatz sieben Meilen von der Stadt entfernt liegt.

Als Harold auf eine leichte Anhöhe gekommen war und ungefähr hundert Meter von der Straße entfernt eben um die Ecke biegen wollte, sah er ein Auto mit glühenden Scheinwerfern unter einer Straßenlaterne stehen. Zwei Männer arbeiteten wütend daran, ein Hinterrad auszuwechseln; ein dritter lief ungeduldig und allem Anschein nach aufgeregt neben dem Wagen hin und her. Er war, soviel Harold wahrnehmen konnte, sehr ärgerlich. Und dann legten die Ereignisse ein.

Weit unten auf der Straße erschien ein zweites Paar glühender Scheinwerfer. Es

näherte sich in einer unglaublich kurzen Zeitspanne dem anderen Auto. Mit freischendem Bremsen machte der neue Ankömmling auf einmal dicht daneben halt. Im selben Augenblick sprangen auch schon ein halbes Duzend dunkle Gestalten heraus und stürzten sich auf die drei Männer. Ein milder Kampf, ein scharfer Schrei. Harold befand sich eben in einer Entfernung von ungefähr fünf Metern.

Als er ihnen mit offenem Mund zusah, rief sich einer aus dem sich balgenden Haufen los und ranfte auf den Park zu. Ein anderer schrie auf und rannte ihm nach. Gleichzeitig aber löste sich das Bindel Menschenarme, eine Hand schoß aus dem Durcheinander heraus und traf den Verfolger am Knöchel, so daß er der Länge nach frachend auf das Pflaster fiel. Im selben Augenblick stammten auch schon zwei rote Blitze aus der Dunkelheit hinter den Scheinwerfern, und zwei Schiffe knallten durch den Park.

Die eine Kugel piffte zwei Meter neben Harolds Ohr durch die Luft, so daß er wie getroffen in die Höhe fuhr. Die andere aber fand allem Anschein nach ein handgreifliches Ziel, denn der arme Teufel, der eben auf Harold zu lief, stürzte wie ein getroffenes Kaninchen Hals über Kopf gerade vor seine Füße.

Harold beugte sich automatisch über ihn. Er sah in dem matten Licht ein bärtiges, im Todesrampf verzerrtes Gesicht mit Brillen. Der Fremde war sicher noch nicht tot, denn er zappelte mit allen Gliedern, um sich zu richten. Kopf und Weste waren vorn aufgerissen, das weiße Hemd schaute hervor. Seine Rechte umklammerte etwas Dunkles. Dikes, das sich Harolds erfarrten Bilder ganz deutlich als Wiskole offenbarte. Seine Linke hielt ein kleines Ledertäschchen, das zwischen zwei abgerissenen Riemen baumelte. (Fortsetzung folgt.)